AUTOREN

# Leben ist, was danach passiert

Vierzig Jahre lang hat Richard Ford von den Brüchen im amerikanischen Zusammenleben erzählt und wie die Menschen damit hadern. Jetzt, mit 68, hat er ein Buch über Demut geschrieben und über das Einverständnis mit dem Schicksal. *Von Philipp Oehmke*

Manchmal stimmt einfach etwas nicht mit Menschen, auf die man trifft, mit Situationen, in die man gerät, obwohl auf den ersten Blick alles normal und schlüssig scheint.

Richard Ford hat gerade eine solche Begegnung gehabt. Er lehnt an seinem Geländewagen, auf einem Parkplatz vor einem Einkaufszentrum in Brunswick an der Küste Maines. Er hält sich den Kopf.

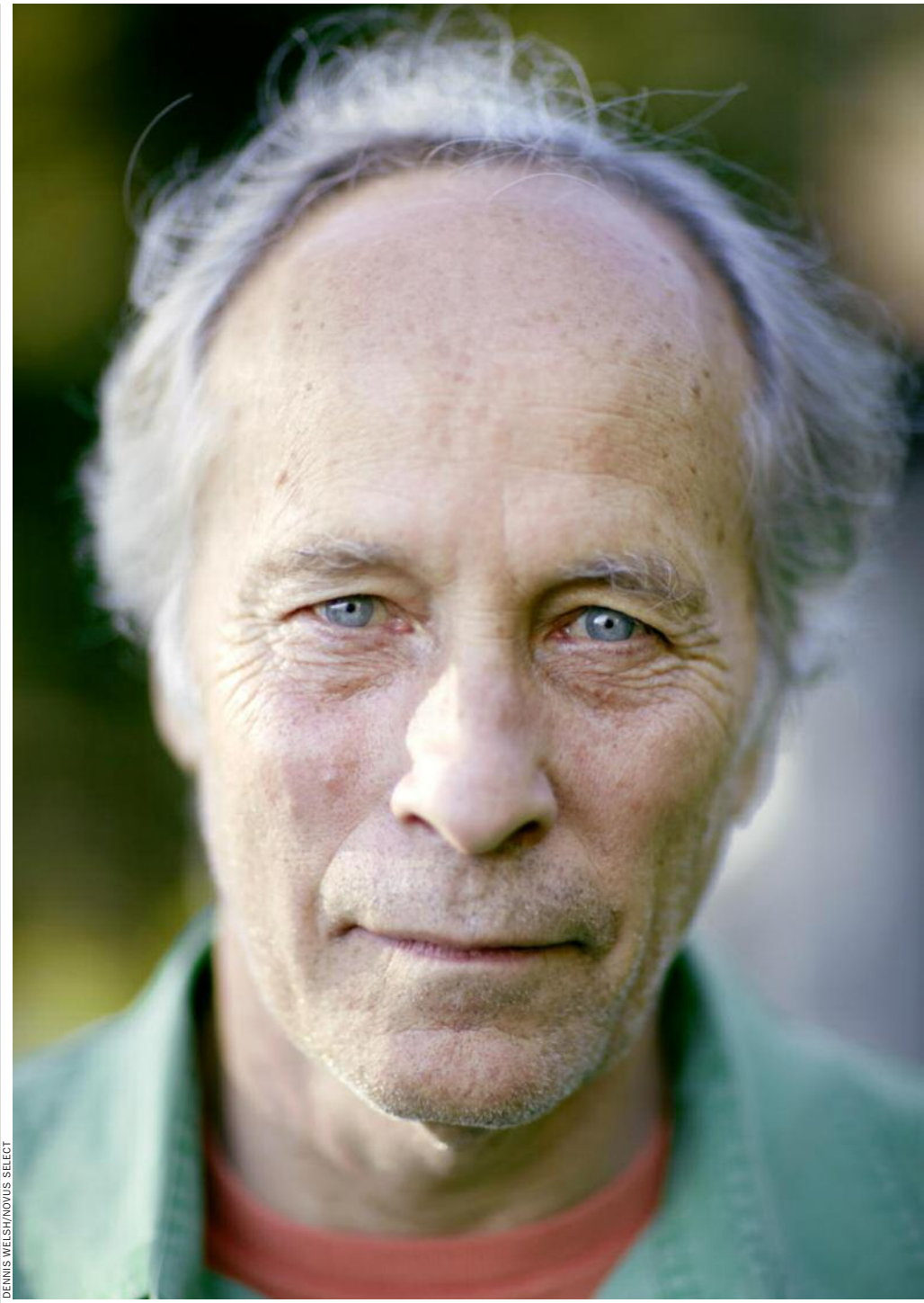
Gerade war er in dem Geschäft des Telefonanbieters Verizon. Er war dort auf einen ausgesprochen gutgelaunten Verkäufer getroffen, dessen angeheftetes Namensschild auf der Brust ihn als John auswies. Johns Stimme war laut, seine Mimik, als spräche er Gebärdensprache. John war so freundlich, dass es eigentlich eine Freude war. Er sagte, der Schriftsteller solle sich in der Schlange anstellen, er rufe ihn auf. Ford sah sich um. Außer einem jungen Paar und fünf Angestellten war niemand im Laden. Keine Schlange.

Nach fünf sinnlosen Minuten rief der Verkäufer Ford auf, und der Schriftsteller zeigte John sein altes Handy, das sich nicht mehr laden ließ. Er brauche ein neues, sagte John und fügte begeistert hinzu: „Wir können all Ihre Kontakte in das neue Telefon …“

Da reichte es Ford. „Ich habe gar keine Kontakte.“ Der Schriftsteller und der Verkäufer sahen sich für zwei, drei Sekunden verständnislos an, bis der Verkäufer zu einem fröhlichen Lachen anhob.

Dies war eine Richard-Ford-Situation, es war einer jener Momente, derentwegen Ford seit 40 Jahren Literatur schreibt: Hier stimmte etwas nicht, obwohl der Verkäufer sich perfekt benahm wie ein Verkäufer. „Wenn ich das meinen Freunden erzähle“, sagt Ford nun draußen auf dem Parkplatz, „fragen die mich: ‚Was hast du denn? Der war doch nett.‘“ Was an diesem Moment nicht stimmte, das, sagt Ford, könne Literatur eben viel besser ergründen. „Normalerweise würde ich diese Situation jetzt aufschreiben.“

Er würde dann einen seiner kleinen, unlinierten Zettel herausholen und die Situation notieren. So entstehe Literatur. Jeden Tag notieren, beobachten, alles aufbewahren, immer wieder lesen, dann sortieren, schließlich schreiben.



DENNIS WELSH/NOVUS SELECT

**Schriftsteller Ford:** *Geweint, als er sein Manuskript ein letztes Mal vor Abgabe las*

Das kann dauern. Für seinen neuen Roman „Kanada“, der diese Woche auf Deutsch erscheint, hat er im Jahr 1989 begonnen zu notieren*.

Damals, mit Mitte vierzig, hatte Ford sich gefragt, was mit einem Menschen passieren würde, der schon in jungen Jahren komplett aus seinem Leben gerissen, der seinen Eltern weggenommen und allein in ein fremdes Leben geschickt würde. Was wäre mit so einem Leben? Wäre es entschieden? Welche wären die Selbsterhaltungskräfte, die so ein Leben retten? Mut, Kraft und Entschlossenheit – oder wäre das zu naheliegend? Wären die Eigenschaften, die für ein gelungenes Leben sorgen, eher die, auf die unsere kollektive Küchenpsychologie erst mal nicht kommt?

Ford wusste auf diese endgültigen Fragen damals noch keine Antworten. Er legte seine Notizen und ein begonnenes Manuskript in die Gefriertruhe, weil er, aufgewachsen in den Holzhäusern der Südstaaten, Angst hatte, ein Feuer könne das Manuskript vernichten.

Er wusste ja, irgendwann würde er es wieder hervorholen. Irgendwann würde er diesen Roman schreiben können.

Es hat dann mehr als 20 Jahre gedauert. 20 Jahre, in denen Richard Ford neben John Updike und Philip Roth zum wichtigsten amerikanischen Schriftsteller seiner Generation geworden ist; der, genauso wie die anderen beiden, die amerikanische – vor allem: männliche – Existenz immer wieder durchleuchtete und auf ihre immer weiter aufklaffenden Brüche überprüfte. Jeder dieser drei Autoren hatte seine Figur, die sich, stellvertretend für jeden Babyboomer-Amerikaner, durch die Zivilisationsprobleme des späten 20. Jahrhunderts kämpfen musste. Versagensangst, Scheidungen, sexuelle Verunsicherung, Probleme mit den Kindern – Updikes Harry „Rabbit“ Angstrom, Roths Nathan Zuckerman und Fords Frank Bascombe sind Figuren des amerikanischen Niedergangs.

In seinen Frank-Bascombe-Romanen – „Der Sportreporter“ (1986), „Unabhängigkeitstag“ (1995) und „Die Lage des Landes“ (2006) – erzählt Ford das Leben eines erfolglosen Schriftstellers, der Sportschreiber und später Häusermakler in New Jersey wird und den er immer wieder in desaströse Lebensumstände zwingt, um dann zu sehen, wie Frank mit ihnen klarkommt. Natürlich klingt das seltsam, schreibt der Autor die Geschichte doch selbst, aber Ford meint es so. „Ich schmeiße Dinge in die Luft, und dann gucke ich, wo sie landen. Ich wusste vor dem Schreiben nie, wie Frank mit den kleinen Katastrophen seines Lebens umgehen würde. Ich musste es rausfinden.“

* Richard Ford: „Kanada“. Aus dem Englischen von Frank Heibert. Hanser Berlin, Berlin; 464 Seiten; 24,90 Euro.

GETTY IMAGES

**Roman-Schauplatz Saskatchewan:** *Surreale Welten in Kanada*

In „Kanada“ geht es nicht mehr um kleine Katastrophen. Hier zieht Ford einem Leben den Boden unter den Füßen weg. Und er verlegt dieses Leben in die sechziger Jahre, in eine Zeit also, als Amerika noch Amerika war, damit der Roman nicht als Zeitkritik gelesen werden kann, sondern als die existentielle Betrachtung, die er ist.

Es geht um das Leben von Dell Parsons, der mit seiner Schwester in einer kleinen Stadt in Montana lebt. Sein Vater, ein amerikanischer Sonnyboy in Cowboystiefeln, war Bombenschütze bei der Air Force, aber jetzt will er höher hinaus, er lässt sich auf illegale Geschäfte mit Indianern ein. Als ein Deal schiefgeht, schuldet er ihnen Geld. In seiner Verzweiflung, die zu Dummheit wird, überfallen Mutter und Vater eine Bank und werden nach wenigen Tagen gefasst. Dell und seine Schwester besuchen die Eltern noch ein einziges Mal im Gefängnis. Danach sehen sie sie nie wieder.

**„Ich schmeiße Dinge in die Luft, und dann gucke ich, wo sie landen.“**

Dell ist nun allein, staatliche Heime warten auf ihn. Er hatte sich auf sein Leben, das es nun nicht mehr gibt, gefreut. Er wollte dem Schachclub beitreten. Aber jetzt beginnt der merkwürdige, düstere, teils surreale zweite Teil des Romans. Er spielt in einem rauen „Twin Peaks“-haften Dorf in Saskatchewan, Kanada. Eine Freundin der Mutter bringt Dell dorthin, wo er bei einem zwielichtigen Hotelbesitzer und dessen furchterregenden Lakaien niedere Dienste verrichten muss. Es geschehen zwei Morde, und man hält es nicht für möglich, dass der Schach-Nerd Dell an diesem Ort überleben wird.

Doch Dell erzählt uns seine Geschichte selbst, 50 Jahre später, heute als Mittsechziger, ein pensionierter Lehrer, der, wie er sagt, die richtige Frau gefunden habe und noch ein glückliches Leben führen könne. Seine Eltern aber hätten nie zueinandergepasst. Sie hatten nicht die Kraft, dieser Erkenntnis Konsequenzen folgen zu lassen. Und so biegt ein Leben einmal falsch ab und verirrt sich danach weiter, „wie ein langer mathematischer Beweis“, so formuliert es Dell einmal, „bei dem schon die erste Berechnung nicht stimmt, woraufhin alle weiteren Berechnungen nur immer weiter davon wegführen, wie die Dinge waren, als sie noch Sinn ergaben“.

Ein Leben zu leben, sagt Ford, heiße, die Konsequenzen zu ertragen, die sich daraus ergeben. Nach seiner Telefonladen-Erfahrung ist er zurückgefahren zu seinem Haus, das an einer rauen Bucht am Atlantik liegt. Er hat hier ein Haus, in dem er mit seiner Frau Kristina wohnt, die beiden haben vor fast 45 Jahren geheiratet. Die Böschung hinunter Richtung Ufer geht es zu einem Bootshaus am Wasser, in dem Ford sich sein Arbeitszimmer eingerichtet hat. Das alles ist sehr schön.

„Aber man kann alles in nur einer Sekunde verlieren. Und dann erst beginnt das Leben: wie man dann damit umgeht. Denn der Maßstab für das, was du bist, ist, was du bereit bist aufzugeben. Darum sollte es in diesem Buch gehen.“ Ford lässt dies auch am Ende des Romans seinen Erzähler Dell erkennen: „Ich weiß nur, dass man bessere Chancen im Leben hat – bessere Überlebenschancen –, wenn man gut mit Verlusten umgehen kann.“

Und so hat Ford nun nach 20 Jahren, im Alter von 68, ein Buch über Demut geschrieben: über das Einverstandensein mit den Unwägbarkeiten und Zufälligkeiten, die ein Leben bestimmen. Er erzählt, er habe geweint, als er vor Abgabe das Manuskript ein letztes Mal gelesen habe. Dells Leben sei ein „Akt des Vertrauens“ gewesen. Dell hat vertraut, auf sich und was ihm seine Eltern mitgegeben haben. Liebe, Beständigkeit und einen Wahrheitsanspruch sich und anderen gegenüber.

Wenn man Ford so reden hört und das Pathos, das in diesen Worten auch steckt,

abzieht, wird klar, dass jemand hier sein Alterswerk geschrieben hat; dass hier alles drinsteckt, was der Schriftsteller Richard Ford heute mit 68 weiß; dass er natürlich dieses Buch nicht damals, mit 45, hätte schreiben können. Der 45-jährige Richard Ford, der gerade mit dem ersten Frank-Bascombe-Roman zum neuen Star des sogenannten Dirty Realism geworden war – so nannte man damals jene Literatur von Ford, Raymond Carver oder Tobias Wolff, in der Amerika nicht mehr strahlte und Männer ständig an Sex dachten. „Ich wusste damals nicht, wie man Demut schreibt“, sagt Ford.

Er erzählt, wie er als junger Mann bei den Marines war, Mitte der Sechziger, die Zeit von Vietnam. Nach einer Hepatitis-Infektion wollten die Marines ihn nicht mehr. Ford kämpfte um seinen Verbleib, doch es half nichts. „Damals“, sagt er dann, „habe ich nichts vom Einverstandensein begriffen. Ich habe mich gewehrt. Aber sie hätten mich nach Vietnam geschickt, und womöglich wäre ich heute tot.“

FRED R. CONRAD/THE NEW YORK TIME/REDUX/LAIF

**Ehepaar Ford:** *„Ich habe mich aufgebraucht“*

Am Ende des Romans erkennt auch Dell, den Kunstkritiker John Ruskin zitierend, man müsse „ungleiche Dinge zu einem Ganzen verbinden, in dem das Gute geborgen ist, auch wenn es, zugegeben, nicht immer leicht zu finden ist“. Er wisse nun, sagt Ford, dass das Leben aus Unstimmigkeiten bestehe, die man vertuschen, aber nicht leugnen könne. Wir haben zu einfache Wahrheiten. Sei freundlich, offen, lass dir nichts anmerken. Der Handy-Verkäufer? War genau das – und trotzdem ein Zombie.

Genauso schreien einen die westlichen Zivilisationen an, man solle sein Leben in die Hand nehmen, die Initiative ergreifen, nicht warten, nicht passiv sein. Ford hat auch diese Maxime in seinem Roman ausprobiert, an Dells Schwester. Sie will sich nicht nach Kanada bringen lassen, sie ergreift die Initiative und brennt nach Kalifornien durch, um erst Hippie, dann Alkoholikerin zu werden und schließlich krank in einem Trailerpark zu enden. Ford sagt: „Ich glaube nicht, dass man sein Leben in die Hand nehmen muss, wie sie es tut. Dass man das mutige Ding durchziehen muss. Das ist es, was die Leute einem ständig erzählen. Oft stimmt das nicht. Davon aber hört man nichts. Das kann man nur aus Romanen erfahren.“

Und wenn er morgen aufhören müsste und kein Buch mehr schreiben würde, es wäre okay. „Ich habe mich aufgebraucht. Ich wollte mich auch aufbrauchen.“

Noch aber macht er fast täglich Notizen für sein Alter Ego Frank Bascombe. Es mache ihm Spaß. „Denn Frank sagt immer noch interessante Sachen. Gestern erst hat er gesagt: Das Optimistischste, das man über das Leben sagen kann, ist, dass es endet.“ Als Ford merkt, wie schizophren das klingt, verbessert er sich, natürlich habe nicht Frank das gesagt, sondern er, Ford, habe es gedacht und gewusst, dass dies ein Satz für Frank ist. Aber ob daraus noch ein vierter Bascombe-Roman wird? Er glaube es nicht. Und wenn, dann würde es um Unachtsamkeit gehen, die Unachtsamkeit im Alter, die er bei sich selbst beobachtet. Vorige Woche, sagt er, sei er zweimal mit dem Jeep beinahe jemandem hintendraufgefahren.

Richard Ford kniet nun im Kies auf der Einfahrt vor seinem Harley-Motorrad. Er hält einen Schraubenzieher in der Hand und hat sich eine Baseballkappe verkehrt herum auf den Kopf gesetzt. So peinlich dieses Motorradgehabe bei jedem anderen Schriftsteller wäre, bei Ford wirkt es schlüssig. Es würde auch schlüssig wirken, wenn er ein Pferd mit Indianersattel von der Koppel führen würde. Er war immer der amerikanischste der amerikanischen Autoren. Ford ist, obschon er in Maine lebt, kein Ostküstenintellektueller wie Roth und Updike, kein Stadtmensch. Er, der seine Jugend wegen eines kranken Vaters größtenteils bei den Großeltern in Arkansas verbracht hat, liebt es zu angeln und zu jagen. Am nächsten Tag will er wieder los mit dem Motorrad, zu einem Vortrag im Norden von Maine. Seine Frau Kristina wird mitkommen, aber vorher muss er noch einen bequemeren Soziussitz auf die Maschine schrauben, das hat er ihr versprochen.

In seinem Vortrag wird es darum gehen, wie „Kanada“ entstanden ist und wie man solche Bücher schreibt. Ford hat einmal gesagt, dass niemand länger über seinen Worten brüte als er und niemand genauer ihre Wirkung kalkuliere. Auch in „Kanada“ muss man sehr genau lesen, erst dann merkt man, wie eigenartig und geschickt der alte Dell seine Geschichte erzählt. Dass er Dell heißt, erfährt man erst beiläufig in Kapitel zwölf, dass seine Mutter das Gefängnis nie mehr verlassen wird, kommt in einem Nebensatz, und warum das so ist, benennt der Erzähler erst viel später. Diese Erzähltechnik zeigt, wie sehr hier ein Autor seinen Stoff im Griff hat. Wieder und wieder habe er sein Material und Aufzeichnungen studiert, ist er nach Kanada gefahren und hat Beobachtungen, die der junge Dell dort gemacht haben könnte, beim Fahren in ein Diktiergerät gesprochen. Dann springt Ford auf und läuft in den Keller. Es vergehen Minuten, in denen seine Jagdhunde einem Gesellschaft leisten. Als er zurückkommt, hält er einen Ordner und eine Mappe in der Hand. Darin sind seine Notizen und Überlegungen zu „Kanada“, abgeschrieben von den weißen Zetteln und geordnet nach Figuren und Themen.

Und in einer Mappe auf vergilbtem Papier, handschriftlich mit Bleistift geschrieben, 20 Seiten Manuskript. Es ist der Beginn der Geschichte, er hat es 1989 geschrieben. Ford scheint nun selbst gerührt. Er blättert in dem Manuskript.

„Was steht da? 14. November 1989?“ Dann liest er, erst stockend, weil er seine Schrift nur mühsam entziffern kann: „Im Jahr, als ich 17 war, wurde ich für eine Weile weggeschickt, um bei dem Bruder meiner Mutter zu leben, einem Mann namens Walter Nash, in der kleinen Stadt Fort Royal, Saskatchewan, Kanada …“ Ja, da ist es, sagt er dann, die Grundidee, sie hat sich bis heute kaum verändert.

Draußen am Atlantik wird es nun kühl und dunkel, Ford möchte sein erstes Glas Wein seit drei Wochen trinken, die Hunde laufen herum, man hört die Möwen. Das Manuskript von 1989 hat er erst an diesem Tag überhaupt wieder hervorgeholt. Er hat es seitdem nicht gelesen. Er sagt, er habe sich nicht getraut. Er habe befürchtet, es würde ihn entmutigen. ◆